

STEPHAN SCHULZ
**BÜCK DICH,
GENOSSE!**

RABENSCHWARZE
GESCHICHTEN
EINES PROVINZLERS

EULENSPIEGEL VERLAG

Über das Buch

Seltsame Dinge geschehen: Lila Kühe werden gebügelt, ein Soldat geht mit Handgranaten fischen, in einem Lehrlingswohnheim erwachen Tote zum Leben. Das ist doch alles absurd? Na sicher! Und wenn es nicht so gewesen wäre, dann hätte es so sein müssen! Die Geschichten von Stephan Schulz stecken voller Überraschungen und funkeln vor rabenschwarzem Witz. Er erzählt über seine Kindheit und Jugend in der DDR aus der einzigen ihm möglichen Perspektive – der Kleinstadtperspektive.

Über den Autor

Stephan Schulz, Jahrgang 1972, wuchs in Burg bei Magdeburg auf. Er studierte Germanistik, Soziologie und Politikwissenschaften und musste feststellen, dass das Hörsaalwissen nicht weit führt, weil sich die Politik selten an die Wissenschaft hält. Deswegen schreibt er so gern darüber – als Redakteur beim Mitteldeutschen Rundfunk und auch als Buchautor. Sein erstes Buch, »What a Wonderful World. Als Louis Armstrong durch den Osten tourte«, erschien 2010, wurde mit dem Swinging Hamburg Jazz Award ausgezeichnet. Stephan Schulz ist Vater von zwei Kindern und lebt mit seiner Familie in Magdeburg.

Für M. & M.

»Die Wahrheit ist biegsam!«

Sämtliche Inhalte dieser Leseprobe sind urheberrechtlich geschützt. Sie dürfen ohne vorherige schriftliche Genehmigung weder ganz noch auszugsweise kopiert, verändert, vervielfältigt oder veröffentlicht werden.

Ähnlichkeiten mit lebenden Personen oder toten Tieren sind rein zufällig oder gewollt.

ISBN 978-3-359-01717-2

© 2016 Eulenspiegel Verlag, Berlin
Umschlaggestaltung: Buchgut Berlin,
unter Verwendung eines Fotos von Manja Liebrucks

Die Bücher des Eulenspiegel Verlags erscheinen
in der Eulenspiegel Verlagsgruppe.

www.eulenspiegel.com

INHALT

Ein Albtraum	9
Der endlose Winter	12
Knäckeburger	15
Das Beutelschaf	22
Wildschwein ehrenhalber	25
Boney M.	28
Mojko Gitić	33
Timur und sein Trupp	37
Druschba, Towarischtsch!	39
Agnieszka Kołakowski	43
Rosa Elefanten	45
Der Funkturm	49
Eine vergeigte Fußballkarriere	53
Milka-Lila-Kuh	56
Flughelden	59
Kaffeemix	62
Krieg im Äther	65
Bück dich, Genosse!	69
Ratten	73
Männergrippe	77
Hans Dampf	80
Impulse Incognito	83
Helmphobie	86
Kampfbreserve der Partei	89
Die Autobahn	92
Gläserücken	95
Bandsalat	100

Waldmenschen	104
Plattenfieber	107
Butterblümchen	111
Herr Meier	114
Strahlende Zukunft	116
Beate Uhse	121
Eine Ostergeschichte	124
Versuchungen	128
Charmante Betrüger	132
Tüten-Paula	140
Bockwürste	144
Piss off!	146
Das Werther's-Echte-Gefühl	152
Mama, Busst!	157
VW-Popo	163
Die Wiederkehr der Stoffbeutel	166
Kopfgelenkblockaden	169
Autogrammjäger	174
Rotmilan und Adler	178
Das Eurokondom	182
Lass alles hinter dir!	186

EIN ALBTRAUM

Alles begann mit einem Albtraum. Damals, vor einem Jahr, verwandelte ich mich im Schlaf in einen Metzger, der nach toten Tieren stank; nach Kuh, Katze, Pferd und Schwein. Um den Schlachthausgeruch loszuwerden, ließ ich mir eine Badewanne mit Lavendel ein. Lavendel vertreibt nicht nur Motten, dachte ich, sondern auch schlechte Gerüche.

Als ich in der Badewanne lag und vor mich hin döste, spürte ich plötzlich einen stechenden Schmerz in der Unterlippe. Ich schrie auf wie ein kleiner Hund, dem der Schwanz plattgetreten wird. Dann sah ich, wie aus den Tiefen des Lavendel-Schaums ein Piratenschiff auftauchte, ein Viermaster mit gusseisernen Kanonen und finsternen Gesellen an Bord.

Das wird doch nicht die Black Pearl sein, dachte ich, das Schiff der Untoten, die als lebende Skelette dazu verdammt sind, auf ewig durch die Nacht zu ziehen.

Düstere Rufe drangen an mein Ohr. Mit jedem dieser Rufe hatte ich das Gefühl, dass meine Unterlippe ein Stück länger wurde. Ich senkte den Kopf, schielte auf meinen Mund und entdeckte einen Enterhaken, der tief im Fleisch steckte. An dem Enterhaken war ein Tau befestigt, das direkt auf das Vorderdeck des Schiffes führte. Dort standen an die zwanzig Piraten und riefen: »Hau ruck, hau ruck!«

»Auf-Föhren!«, nuschelte ich, so gut das eben mit einem Enterhaken in der Unterlippe geht. »Auf-Föhren!«

Aber die Piraten ließen sich nicht aufhalten. Sie zogen so lange an dem Tau, bis meine Unterlippe dem Beuteschnabel eines Pelikans verblüffend ähnlich sah. Anschließend verknoteten sie das Tau an der Reling des Schiffes. Ich sah, wie ein kleiner, hagerer Mann mit ausgebreiteten Armen auf mich zu balancierte. Das kann nur Jack Sparrow sein, dachte ich, der Kapitän der Black Pearl. Warum aber trug Jack Sparrow keine Augenklappe, sondern eine panzerglasdicke Brille?

Als der Pirat meine blutende Unterlippe erreicht hatte, grüßte er mit geschichtsträchtigen Worten: »Den Sozialismus in seinem Lauf halten weder Ochs noch Esel auf.«

Ach du Scheiße, dachte ich, war das wirklich ...?

Er war es, Erich Honecker, der Staatsratsvorsitzende der DDR. Ich wunderte mich darüber, dass er sich in meiner Badewanne auf einem Piratenschiff aufhielt. Ich hätte ihn eher im Jenseits vermutet oder auf dem Urlauberschiff MS Völkerfreundschaft.

»Erüsch«, rief ich, »du bischt doch tot!«

»Bin ich ja auch«, entgegnete der Staatsratsvorsitzende.

»Aber wasch machschte tenn in meinem Lavendelwäscher?«

»Ich ankere tief in deiner Seele«, sagte Honecker.

»Dasch isch ja ein scheener Mischt«, entgegnete ich und verdrehte die Augen. Ich wollte mit diesem Untoten nichts zu tun haben. Als ich noch mitten in der Pubertät steckte, hätte ich gern mal eine Italienerin, eine Französin oder eine Spanierin geküsst, aber Erich Honecker ließ mich nicht einmal nach Buxtehude reisen. Das nehme ich ihm übel – bis heute.

»Nun sei mal nicht so nachtragend«, sagte Honecker, der als verkleideter Pirat offenbar Gedanken lesen konnte. »Ich bin gekommen, damit du deinen Frieden mit mir machen kannst.«

»Escht? Was musch isch dafür tun?«

»Nicht viel. Du musst nur über deine Kindheit und Jugend in der DDR schreiben, dann werde ich aus den Tiefen deiner Seele verschwinden.«

»Dasch isch allesch?«, fragte ich.

»Das ist alles«, versicherte Honecker.

Ich wollte den Staatsratsvorsitzenden noch darauf hinweisen, dass sich mein schriftstellerisches Talent als Metzger vermutlich in Grenzen halten würde, aber ich kam nicht mehr dazu, weil der Wecker klingelte. Noch am selben Tag begann ich, über mein Leben im Sozialismus aus der einzigen mir vertrauten Perspektive zu schreiben – der Kleinstadtperspektive.

DER ENDLOSE WINTER

Ein gebrochenes Bein schützt nicht vor Schwangerschaft. Diese Erfahrung haben meine Eltern im vorigen Jahrhundert gemacht. Damals, im Jahr 1969, feierte ihr kleines Land, die DDR, ein großes Fest. Zwanzig Jahre waren seit der Gründung des Arbeiter-und-Bauern-Staates vergangen. Für den Staatsratsvorsitzenden Walter Ulbricht und sein Zentralkomitee ergab sich daraus die Verpflichtung, ein buntes Jubiläumsprogramm für die Werktätigen vorzubereiten. Sie organisierten Festreden, Militärparaden und kollektive Massenbesäufnisse. Meine Eltern beteiligten sich an den Feierlichkeiten auf ihre Weise. Sie füllten einen Tippschein aus, weil sie glaubten, dass man gegen die Diktatur des Proletariats am ehesten im Lotto gewinnen könne.

Die Sonderziehung zum Republikgeburtstag hieß »Toto-Trümpfe zum Fest«. Auf der Gewinnliste standen jede Menge attraktiver Preise, darunter 10 Pkw Wartburg, 100 Pkw Trabant, 500 Luxusschiffsreisen mit der Völkerfreundschaft und 500 Sachgewinne im Wert von je 4000 Mark. Meine Eltern gewannen einen der Sachpreise, einen Color 20, den ersten Farbfernseher der DDR, mit Holzgehäuse. Die Fernsehgerätehersteller des VEB RFT Staßfurt hatten diese neueste Errungenschaft des Sozialismus in weniger als fünf Jahren zur Marktreife gebracht. So ein Apparat kostete 3740 Mark. Das war etwa das Vierfache von dem, was meine Eltern im Monat verdienten. Mein Vater baute Getränkemaschinen,

meine Mutter besamte Kühe. In ihrer Kosmonautengasse waren sie nun die Ersten, die einen Farbfernseher besaßen. Das musste gefeiert werden.

Sie luden alle Nachbarn, Verwandten und Kollegen zu sich nach Hause ein, um mit ihnen am 7. Oktober 1969 fernzusehen. Die einzige Sendung, die an diesem Tag live und in Farbe übertragen wurde, war der Festakt zum 20. Jahrestag der DDR. Mein Vater trat mit stolzs-geschwellter Brust vor das geladene Kollektiv und schaltete den Color 20 ein. Für den Bruchteil einer Sekunde blitzten rote, grüne und blaue Phosphorpunkte auf, dann platzte die russische Bildröhre und der Farbfern-seher war kaputt. Meinen Eltern und ihren Gästen blieb nichts anderes übrig, als sich mit Kristall-Wodka, dem berühmt-berüchtigten »Blauen Würger«, zu betrinken.

Zwei Monate später lag das Land unter einer dicken Schneedecke. Aus der befreundeten Sowjetunion war sibirische Kälte herübergezogen, die für Temperaturen unter minus zwanzig Grad sorgte. Für die real existierenden Funktionäre, Arbeiter und Bauern ergaben sich daraus einige Probleme. Zum Beispiel sprangen ihre flinken Trabis nicht an, auch die sonst so robusten Busse und Bahnen kamen nicht mehr vom Fleck. Die Menschen froren in ihren Wohnungen und machten die Kumpel in den Braunkohletagebauen dafür verantwortlich. Die armen Kerle schufteten rund um die Uhr und schafften es trotzdem nicht, den Bedarf der Bevölkerung an Kohle zu decken.

Das bekamen im endlosen Winter 1969 auch meine Eltern zu spüren, die in einem kleinen Haus mit Plumpsklo auf dem Hof wohnten.

In der ersten Dezemberwoche waren ihnen die fossilen Brennstoffe ausgegangen. Mutter befürchtete bereits den Kältetod, während Vater mutig zur Tat schritt. Er warf sich einen Jutesack über die Schulter und machte sich auf die Suche nach den letzten Kohlevorräten des Winters. Auf allen Kohleplätzen, die er aufsuchte, lag aber nur noch schmutziger Schnee. In seiner Verzweiflung versuchte er, die Kohlenmänner zu bestechen, aber die schüttelten nur den Kopf. »Zisch ab, Genosse!«, maulten sie. »Kohle ist aus!« Daraufhin kehrte Vater in die »Scharfe Ecke« ein. So hieß seine Lieblingskneipe. Dort bekämpfte er seinen Frust mit Bier und Schnaps. Anschließend torkelte er nach Hause. Dabei kreierte er einen Spruch, der sich schon bald großer Beliebtheit in der DDR erfreute. Er rief: »Keine Kartoffeln im Keller, keine Kohlen im Sack, es lebe der 20. Jahrestag!« Für diese defätistische Dichtkunst wurde mein Vater auf der Stelle bestraft. Er rutschte auf einer Schneewehe aus und brach sich das linke Bein. Nach einer Woche holte ihn meine Mutter aus dem Krankenhaus ab und schob ihn in einem Bollerwagen nach Hause. Sein schneeweißes Gipsbein ragte zum Himmel, steif wie ein Fahnenmast.

Den Jahreswechsel verbrachten meine Eltern im Betrieb meiner Mutter, in der Rinderzuchtanlage VEB Frohe Zukunft. Die komplette Belegschaft sang und tanzte im großen Kantinensaal. Sogar Vater legte mit Gipsbein und Krücken eine flotte Sohle aufs Parkett. Mutter wich ihm nicht von der Seite.

Um Mitternacht gingen überall die Lichter aus. Das Stromnetz war wegen der anhaltenden Kälte zusammengebrochen. Die feiernden Werktätigen ließen sich davon

aber nicht die Laune verderben. Sie strömten ins Freie, um das neue Jahrzehnt mit Knallern und Raketen zu begrüßen. Nur meine Eltern blieben im großen, dunklen Festsaal zurück. Neun Monate später wurde ich geboren.

Es gibt noch ein Schwarz-Weiß-Foto von jener Silvesterfeier. Es zeigt tanzende Frauen und Männer mit ulkigen Hüten und Konfetti im Haar. An der Wand hinter ihnen hängt ein Spruchband mit der Aufschrift: »20 Jahre DDR, 20 Jahre Besamung.«

KNÄCKEBURGER

Ich bin in Burg bei Magdeburg aufgewachsen, 46 Meter über dem Meeresspiegel, flaches Land, so weit das Auge reicht. Vor langer, langer Zeit, als in Deutschland noch die Pest wütete, lebten in der kleinen Stadt am Fuße des Flämings Bierbrauer, Schneider, Tuchmacher und Schuster. Sie werden in den Geschichtsbüchern gern als polternd, eigenbrötlerisch, hinterlistig, durchtrieben und geldgierig beschrieben. Vor allem die Stadtväter sollen immer wieder Gemeinheiten ausgeheckt haben. Einmal, das ist verbrieft, verkauften sie ihre berühmte Rolandfigur an einen Steinmetz, der sie in Stücke zerschlug und daraus Treppenstufen und einen Futtertrog herstellte. Nur der kolossale Kopf des Rolands blieb unversehrt und überlebte den Wandel der Zeiten in einem Hühnerstall.

Als der Roland durch die Derbheit der Stadtväter zerstört wurde, lebte ein junger Apothekengehilfe namens Theodor Fontane in Burg. Er rührte in der